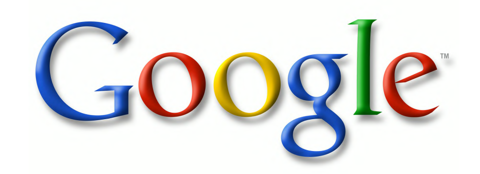
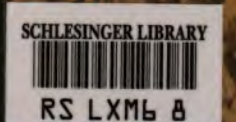





Leben und treiben der deutschen Frau
in der Urzeit

by

Georg Buschan

# Leben und Treiben der deutschen Frau in der Urzeit.

Von

**Georg Buschan,**
Dr. med. et phil. zu Stettin.



**Hamburg.**
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

# Leben und Treiben der deutschen Frau in der Urzeit.

Von

**Georg Buschan,**
Dr. med. et phil. zu Stettin.

**Hamburg.**
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
**1898.**

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Wenn man von der deutschen Frau in der Vorzeit spricht, so meint man allgemein die Germanin, die zur Zeit der Feindseligkeiten zwischen Römern und Deutschen, also ungefähr um die Wende unserer Zeitrechnung lebte und in ihrem Thun und Treiben von den Schriftstellern der Alten in so prächtigen Farben geschildert worden ist. In diesem Sinne scheinen auch alle Vorträge und Aufsätze bisher abgefaßt zu sein, die dieses Thema zum Gegenstand der Behandlung genommen haben. Natürlich, die einzige Quelle, aus der alle diese Autoren ihren Stoff schöpfen konnten, blieben stets nur die geschichtlichen Aufzeichnungen der Griechen und Römer oder die deutsche Sage, mithin Dokumente, die doch recht jugendlichen Alters im Vergleich zu den Jahrtausenden sind, seit denen unsere Vorfahren bereits in Mittel- und Nordeuropa nachweislich ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Wer aus dieser Zeit Kunde erhalten will, der muß über die schriftlichen Nachrichten, ja selbst über die mündliche Ueberlieferung und lebendige Erinnerung hinaus bis ins graue Alterthum zurückgehen. Ihm vermögen nur die steinernen Runen der Urgeschichte Aufschluß zu geben in Gestalt der urgeschichtlichen Fundstücke aus dem Schoße der Mutter Erde, als da sind hinterlassenes Haus- und Kriegsgeräth aus Stein, Knochen, Thon und Metall, Knochenreste, Grabstätten, Niederlassungen u. a. m. Freilich gehört hierzu eine umfassende Kenntniß auf dem Gebiete der Urgeschichte, die sich nicht auf

ein enges Gebiet der Heimath beschränken darf, sondern auf ganz Europa und noch darüber hinaus erstrecken muß. Durch diese Methode ist unser Wissen von dem Leben und Treiben unserer Vorfahren bedeutend erweitert worden. Wir kennen durch sie unsere Altvordern aus einer Zeit, die vordem aller Kenntnißnahme entrückt zu sein schien, beinahe besser als die aus manchen Zeitabschnitten unserer Geschichte. Freilich wollen wir uns nicht verhehlen, daß dieses unseres Wissen noch viele Lücken aufweist, daß manche Kluft noch zu überbrücken bleibt; indessen steht zu hoffen, daß bei dem rüstigen Fortschreiten der vorgeschichtlichen Forschung auch diese sich mit der Zeit ausfüllen lassen werden.

Das Bild von dem Leben und Treiben der vorgeschichtlichen deutschen Frau, das wir im folgenden auf Grund der zahlreichen prähistorischen Fundstücke zu konstruiren versuchen wollen, wird im gewissen Sinne einseitig ausfallen, insofern es vorwiegend die materielle Seite zum Ausdruck bringen wird, also Wohnung, Ernährung, Kleidung, Beschäftigung und Schmuck der Germanin, weniger die ideale Seite, da nach dieser Richtung hin die Funde nur einen beschränkten Rückschluß gestatten. Wo uns die Funde aus speciell deutschem Gebiete im Stich lassen, werden wir das Material aus der Vorzeit der angrenzenden Länder (Oesterreich und Nordschweiz) herzunehmen und durch Vergleich das fehlende Stück zu unserem mosaikartigen Bilde zu ergänzen haben. — Von diesen Gesichtspunkten aus mögen die folgenden Zeilen Beurtheilung finden.

Ehe wir dem eigentlichen Thema näher treten, dürften vielleicht einige erläuternde Bemerkungen allgemeinen Inhaltes über die Eintheilung der Urgeschichte des besseren Verständnisses wegen am Platze sein. Man theilt dieselbe, soweit sie für die Existenz des Menschen in Betracht kommt, in drei zeitlich aufeinander folgende Perioden ein: in das paläolithische

oder ältere Steinzeitalter, auch Diluvium genannt, in das neolithische oder jüngere Steinzeitalter und in die Metallzeit. — Die ältesten Spuren des menschlichen Daseins in Europa führen in die paläolitische Periode zurück. Wenn es auch gewagt erscheint, eine soweit zurückliegende Zeitepoche ziffermäßig berechnen zu wollen, so kann man immerhin doch einen Versuch machen, dieselbe aufs ungefähre abzuschätzen, wobei es auf einige Jahrtausende mehr oder weniger nicht ankommt. Setzen wir demzufolge aus Gründen, auf die wir nicht näher eingehen wollen, den Beginn dieser Periode ungefähr ums Jahr 200000, ihr Ende ums Jahr 12000 v. Chr. Die Kultur steckte damals gleichsam noch in den Kinderschuhen. Der Mensch kannte weder Metalle, noch zahme Thiere oder Ackerbau. Seine gesamten Hülfsmittel bestanden in Stein- und Knochengeräthen der rohesten Form, die er sich aus Feuersteinknollen und Thierknochen zurechtschlug. Zeitgenossen waren die Riesen in der Thierwelt, wie Mammuth, Riesenhirsch, Auerochs, Nashorn und andere Thiere des Diluviums, deren Fleisch die Nahrung für den paläolithischen Menschen abgab. — Die auf das Diluvium folgende jüngere Steinzeit, deren Beginn für Mitteleuropa ums Jahr 12000 fallen mag, weist eine neue, ganz abweichende Kulturrichtung auf, die bereits auf die Bezeichnung Civilisation Anspruch machen darf. Dieselbe fand höchstwahrscheinlich durch das Vordringen einer neuen Völkerfamilie Eingang, die vom Südosten her in Mitteleuropa auftauchte und Ackerbau und Viehzucht einführte. Man ist gewohnt, diese neuen Ankömmlinge als Mitglieder der großen indogermanischen Völkerfamilie aufzufassen und sie als Arier zu bezeichnen, zu denen auch di Germanen zu stellen sind. Zu diesem Zeitpunkt tritt uns also die deutsche Frau zum ersten Male in der Vorgeschichte entgegen. Die neolithische Kulturperiode charakterisirt sich im allgemeinen kurz dadurch, daß der Mensch zur Zeit zwar immer noch seine

meisten Waffen und Werkzeuge aus Stein und Knochen verfertigte, jedoch solche schon zu poliren und zu schleifen verstand, außerdem dadurch, daß er, wie schon gesagt, Ackerbau und Viehzucht trieb. Diese Kulturrichtung fand ungefähr ums Jahr 2000—1500 v. Chr. ihren Abschluß durch die Einführung der Metalle, zuerst des Kupfers, dann der Bronze, einer Mischung von Kupfer und Zinn. Dieses Metall trat alsbald seine ausschließliche Herrschaft an, indem es nicht nur allgemein zum Schmuck, sondern auch zu Waffen und Werkzeugen verarbeitet wurde. Als um Jahr 500 v. Chr. dann auch die Kenntniß des Eisens in Mitteleuropa Eingang fand, kam auch dieses Metall zur Anfertigung von mancherlei Geräthschaften, im besonderen der Schmuckgegenstände in Verwendung. Es ist dies die sogenannte Hallstattperiode oder die ältere Eisenzeit im Gegensatz zu der mittleren Eisenzeit, der Latèneperiode, zu welcher Eisen schon allgemeinere Verbreitung gefunden hatte. Damit nähern wir uns bereits dem Beginne unserer Zeitrechnung, also der für Deutschland schon historischen Zeit.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen gehen wir nunmehr zu unserem Thema über. Obwohl die deutsche Frau erst zur jüngeren Steinzeit auf der Bildfläche erscheint, wollen wir doch auch das Leben und Treiben ihrer Vorgängerin, des diluvialen Weibes, mit in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, schon um die Gegensätze zwischen beiden lichtvoller hervortreten zu lassen. Das Heim des paläolithischen Menschen, wenn anders dieser Ausdruck schon gerechtfertigt ist, war ein höchst primitives, das jeglichen Komfortes entbehrte: je nach der Oertlichkeit eine Höhle oder eine im Kies angelegte, allenfalls noch mit Laubwerk zum Schutz gegen die Witterung gedeckte Grube, deren Boden gleichzeitig die Stelle von Schlafstätte, Tisch und Herd vertrat. Es ist selbstverständlich, daß bei dem unstäten Treiben des Mannes — die Jagd machte seine Hauptbeschäftigung aus —

ein häufiger Wechsel in dem Aufenthaltsorte eintreten mußte; es leuchtet ferner ein, daß unter solchen Verhältnissen und bei so niedrigem Kulturgrade an das Bestehen geregelter ehelicher Verhältnisse kaum zu denken war. Wo der herumschweifende Jäger ein weibliches Wesen antraf, das seinen thierischen Trieb wachrief, hielt er eine Zeitlang mit ihm zusammen, nahm es vielleicht auch als fernere Lebensgefährtin bei seinen weiteren Wanderungen mit sich auf den Weg oder aber ließ es als „Strohwitwe" für immer im Stich.

Putzsucht und Koketterie kennzeichnen bereits das Weib, wo es uns zum ersten Male auf der Erde entgegentritt. Kleidung trugen zwar diese Schönen der älteren Steinzeit für gewöhnlich noch nicht, aber sie verstanden es wohl, ihre körperlichen Reize durch allerhand Schmuck zu erhöhen. Dies lehren uns die urgeschichtlichen Fundstücke. Freilich vermögen diese Schmucksachen des Diluviums mit denen unseres Zeitalters nicht den geringsten Vergleich auszuhalten; denn es sind höchst einfache und dürftige Schöpfungen, wie sie meistens schon die Natur von selbst darbietet, aber dabei doch ganz originelle: Zähne vom Bären, Höhlenlöwen, Pferd, Wolf, Fuchs, sowie Eberhauer, Unterkiefer kleiner Thiere — kurz alles, was die Jagd abwarf, ferner Muscheln und Schalen von Weichthieren, die, durchbohrt, auf einen Streifen aus Leder oder eine Thiersehne aufgezogen, als Halsband, Ohrgehänge oder Arm- resp. Fußreifen getragen wurden. Wohlhabendere Evastöchter behängten sich auch wohl mit durchlochten oder sogar geschnitzten Plättchen aus Elfenbein oder Rennthiergeweih, mit Stücken Jett, auffälligen resp. bunten Gesteinstücken u. a. m. Doch wir sind in der Aufzählung des Putzes noch nicht zu Ende. Versuchen wir in die Boudoirgeheimnisse ein wenig tiefer einzudringen, so erfahren wir, daß auch bereits Schminke als Toilettenmittel in Anwendung kam, und zwar in Gestalt unschuldigen Ockers von gelber oder röthlicher Farbe,

— es ist dies derselbe Farbstoff, mit dem wir unsere Stubendielen streichen —, ferner des Braunsteins oder Graphits, Farbstoffe, die nicht nur zur Verschönerung des Teints, sondern der ganzen Körperoberfläche dienten. Wie Fraas vermuthet, wurden dieselben vielleicht mit Renntierfett vermischt auf die Haut gestrichen; es scheint sich demnach in der That um eine Art Schminke gehandelt zu haben. Solche Schminktöpfchen hat man verschiedentlich, z. B. zu Andernach, in der Gudennshöhle u. a. O. aufgefunden. — Ferner scheint es bei den paläolithischen Damen auch Brauch gewesen zu sein, sich nach Art der Indianer auf Wangen, Brust und Arm mittelst Tättowirung Verzierungen anzubringen. Wir kennen eine kleine Darstellung aus der diluvialen Höhle zu Laugerie-Basse in Frankreich, die uns zu solcher Annahme berechtigt. Es ist dies eine Geweihsprosse, auf der sich ein mit Einschnitten (?) verzierter menschlicher Arm eingravirt findet. — Die Form und Herstellung des Körperschmuckes, wie wir sie soeben aus dem paläolithischen Steinzeitalter geschildert haben, ist den Reiseberichten zufolge noch die nämliche bei verschiedenen, auf niederer Kulturstufe, gleichsam noch im Steinzeitalter lebenden Naturvölkern.

Wie schon am Eingange betont, existirte zu der Zeit, von der wir sprechen, noch kein Haushalt: Küchenverwaltung, Handfertigkeiten, Kindererziehung und ähnliche Beschäftigungen, die heutzutage in den Wirkungskreis der Hausfrau fallen, stellten gar keine oder höchstens nur sehr geringe Anforderungen an das Weib. — Halten wir bei den sog. Wilden der Neuzeit nach der Beschäftigungsweise der Frau Umschau, so finden wir, daß in erster Linie die Anfertigung des Topfgeräthes zu solchen Obliegenheiten gehört. Die paläolithische Frau war besser als diese ihre modernen Mitschwestern daran; denn die Kunst der Keramik war zur Zeit noch unbekannt. Indessen das Fehlen irdenen Geschirres involvirt noch nicht, dem Diluvium die Methode des

Kochens abzusprechen. Das Garmachen der Speisen geschah, wie man es bei niederen Völkerschaften verschiedentlich noch beobachten kann, in der einfachen Weise, daß in eine Erdgrube, die mit Thon oder Lehm ausgeschmiert oder mit einer Thierhaut ausgekleidet war, oder in einen Trog aus einem im Innern verwitterten Baumstamm Wasser und Fleisch zusammen hineingeschüttet und durch glühend gemachte Steine zum Sieden gebracht wurden. Daß ein ähnliches Verfahren bereits zur Urzeit bestand, schließen wir mit Hörnes aus einem Funde aus der Gudenushöhle in Niederösterreich: mehreren ganz durchglühten Quarzgeröllen. — Ein anderes Verfahren, das möglicherweise auch bereits in Anwendung kam, ist das Braten resp. Rösten am Spieß, wenn auch nicht gerade in der entwickelten Weise, wie es bei Volksfesten (Ochsenbraten) noch heutzutage geübt wird — denn Eisen gab es ja noch nicht, und ein Holzspieß wäre sicherlich dabei verbrannt —, sondern vielleicht nur in der Art, wie man kleinere Thiere, im besondern Fische gegenwärtig (in Ungarn, Bayern, bei den Indianern) zu rösten pflegt, die man auf Stecken oder starken Ruthen aufgespießt im spitzen Winkel zur Erde in diese feststeckt und über Glimmfeuer langsam zum Rösten bringt. — Die Speisenkarte wies zur paläolithischen Periode bereits eine immerhin bedeutende Auswahl auf: hauptsächlich waren es jene mächtigen diluvialen Säugethiere, deren Fleisch die Mahlzeiten für den Menschen abgab: Mammuth, Rhinoceros, Rennthier, Pferd, Urstier, Riesenhirsch, Höhlenlöwe, Wildschwein u. a. m.

Das Thier wurde für gewöhnlich an Ort und Stelle, wo es eine Beute des Jägers geworden war, in seine Stücke zerlegt, wobei sicherlich das Weib hilfreiche Hand leistete. Die Haut wurde mittelst eines Feuersteinmessers aufgeschnitten und das Fell abgestreift, indem man mit falzbeinähnlichen Werkzeugen aus Rennthiergeweih nachhalf. An diese Procedur schloß

sich das Ausweiden an. Das frisch ausströmende Blut wurde mittelst der hohlen Hand oder löffelartig ausgehöhlter Knochenwerkzeuge aufgefangen und noch warm getrunken; möglicherweise leckte man es auch nach Art der Hunde auf. Sodann wurde der Schädel durch Steinbeile geöffnet und sein noch warmer Inhalt, der für einen Hauptleckerbissen galt, an Ort und Stelle verspeist. Dann erst ging es an das Zerlegen des Thieres. Die weniger brauchbaren, schwer fortzuschaffenden Stücke, wie der Rumpf, blieben zurück; dagegen wurden der Kopf, der Hals, sowie die Extremitäten, an denen das meiste Fleisch zu sitzen pflegt, nach Hause mitgeschleppt. Hier fand die weitere Zerlegung und Zubereitung des erlegten Thieres statt. Mittelst Stein- und Knochengeräthe, die in ihrer Form an Beile oder Messer erinnern, wurde das Fleisch gelöst; die Knochen wurden noch weiter ausgenutzt, im besonderen die markhaltigen Röhrenknochen wegen ihres schmackhaften Inhaltes aufgeschlagen. Zum Zertrümmern derselben dienten massive Bärenunterkiefer mit stehengebliebenem Eckzahn, die sich als Hammer bequem handhaben ließen, oder an Ort und Stelle aufgelesene Feldsteine. Solche faustgroße Hammersteine kamen z. B. in Schussenried in Württemberg haufenweise zum Vorschein, desgleichen größere Gneisplatten von 1—2 Quadratfuß Größe, die vielleicht als Schlachtblöcke oder auch als Herdsteine Verwendung fanden.

Das mehr oder minder gar gekochte Mahl wurde, ohne große Umstände zu machen, verschlungen. Gabeln gab es noch nicht; die Finger dienten als solche, die hohle Hand als Löffel. Wir kennen zwar löffelartige Gebilde, d. h. rinnenartig ausgehöhlte Geweihstücke von 3—4 dom Länge (Schussenquelle); ihre für den gewöhnlichen Gebrauch zu bedeutende Größe spricht aber eher dafür, daß sie zum Auffangen des Blutes oder zum Auslöffeln des Gehirnes gedient haben mögen. — In Ermangelung von Thongefäßen benutzte man auch wohl hier und dort (Schussen-

quelle z. B.) zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten oder als Trinkbecher die Schädel der erlegten Thiere.

Neben der Zubereitung der Speisen lag dem Weibe höchstwahrscheinlich auch noch die Herstellung der zur Jagd und zum Abhäuten der Beute erforderlichen Geräthschaften ob; in den späteren Jahrtausenden der paläolithischen Periode kam hierzu noch die Anfertigung der Kleidung. Ursprünglich gingen der diluviale Mensch und auch seine bessere Hälfte unbekleidet einher, vielleicht auch nur zur wärmeren Jahreszeit. Wir besitzen einige interessante Belege hierfür in Gestalt einiger höchst einfach ausgeführter, aber recht charakteristischer Darstellungen menschlicher Wesen auf Knochenstücken. So zeigt u. a. eine Gravirung auf einem Schulterblattfragment aus der schon erwähnten Höhle zu Laugerie-Basse eine unbekleidete, aber mit Armbändern geschmückte weibliche Figur. — Erst gegen Ende der paläolithischen Zeit scheint entsprechend der fortschreitenden Gesittung auch die Bekleidung des Körpers in Mode gekommen zu sein; höchst primitiv war sie sicherlich noch, denn Spinnen und Flechten waren noch unbekannte Fertigkeiten. Sie bestand vermuthlich nur in einem Stück Fell, das als Mäntelchen über die Schulter oder die Hüften geworfen wurde, oder in das der Mensch auch vollständig hineinkroch. Da mag es nun zu den Obliegenheiten des Weibes gehört haben, diese Felle herzurichten d. h. sie mittelst Feuersteinschaber abzukratzen, zu glätten und mit Fett geschmeidig zu machen, ferner sie zu zuschneiden und durch Näthe aus Lederstreifen, Sehnen oder Darmstreifen zu vereinigen. Daß hierzu schon Nadeln, Stichel, Pfriemen und Ahlen in Gebrauch waren, beweisen verschiedentliche Funde; in der Gudenushöhle z. B. hat man mehrere solcher, immerhin recht zierlich gearbeiteter Nähnadeln von 3,7—7,2 cm Länge gefunden, die aus dem Schulterblatt des Rennthieres geschnitzt sind und an dem einen Ende eine vermuthlich mittelst einer steinernen Spitze hergestellte Durchbohrung tragen.

Diesem äußerst primitiven Kulturzustande, wie wir ihn geschildert haben, nach zu schließen, muß die Stellung der Frau, wie überhaupt bei allen rohen Völkerschaften, eine recht untergeordnete gewesen sein. Ein ganz anderes Bild dagegen gewinnen wir von dem Leben und Treiben der Frau in der kulturgeschichtlich schon fortgeschritteneren Periode, der jüngeren Steinzeit. Der endlose und schließlich aufreibende Kampf ums Dasein während der paläolithischen Periode brachte schließlich geradeso wie die gewaltigen Thiere des Diluviums auch ihren Zeitgenossen, den Menschen, allmählich zum Verschwinden. An seine Stelle trat ein neues, friedliches und mehr seßhaftes Geschlecht, das zu Beginn desjenigen Kulturabschnittes, den wir als neolithisches Zeitalter bezeichnen, vermuthlich aus Südosten nach Mitteleuropa einwanderte und Hausthiere sowie Kulturpflanzen mit sich brachte. Arier waren es wohl oder, speciell für die deutschen Landstrecken gesagt, germanische oder solchen verwandte (vorauseilende) Völkerstämme, die zu Trägern neolithischer Kultur und Gesittung wurden.

Die Niederlassungen und Wohnräume dieses Zeitalters waren dem höheren Kulturgrade gemäß schon freundlicher und ihrem Zwecke entsprechender eingerichtet als vordem. Die Anlage dieser Behausungen war von den lokalen Verhältnissen abhängig. In gebirgigen Gegenden, z. B. in der fränkischen Schweiz, in Polen, Oberitalien &c., waren es wiederum Höhlen oder Grotten, deren Inneres zum Aufenthaltsort umgestaltet wurde; auf ebenem Tarrain, z. B. im norddeutschen oder ungarischen Tieflande, aus Fachwerk oder Rohrhalmen aufgerichtete und mit Lehm ausgestrichene Hütten, deren meist runder Boden entweder plan war oder tiefer als das Erdniveau lag und im letzteren Falle öfters noch Vorrathsräume barg (so in Lengyel); in wasserreichen Niederungen endlich, z. B. in der Nordschweiz, waren es Pfahlbauten, auf Rostpfählen mitten in

einem See oder Fluß errichtete blockhausähnliche Anlagen. Die Einrichtung einer solchen Niederlassung bestand in dem zum Leben nöthigsten Mobiliar — Tisch- und Bankreste hat man in den schweizerischen Pfahlbauten angetroffen —, in Küchengeräthschaften allerlei Art, wie Tellern, Töpfen, Krügen, Bechern, Sieben, Tiegeln, Löffeln u. a. m., sowie in einem Webstuhle. Dementsprechend muß auch der Wirkungskreis der neolithischen Hausfrau schon ein recht umfangreicher gewesen sein.

Ohne Zweifel lag ihr nunmehr die Anfertigung des Topfgeräthes ob, in der sie vollends ihren künstlerischen Sinn und ihre Handfertigkeit bethätigen konnte. Daß dies auch wirklich der Fall war, beweist jene Pracht von Gefäßen, die uns aus den neolithischen Niederlassungen, im besonderen aus den der schweizerischen Pfahlbauten entgegentritt.

Die Mannigfaltigkeit in den Geschirrformen gestattet wohl den Rückschluß, daß auch die Kochkunst bereits einen höheren Grad von Vervollkomnung erreicht haben muß. Dazu kommt, daß Ackerbau und Viehzucht eine ziemliche Auswahl in den Speisen erlaubten. Versuchen wir einmal, in die Töpfe unserer neolithischen Urgroßmütter zu gucken, und wir werden staunen, daß der Inhalt sich wenig von dem der Töpfe aus unserer heutigen Zeit unterschied. Während der paläolithische Mensch auf Bärenschinken, Mammuthrücken, Löwenfilet und Rennthiermark angewiesen war, brachte jetzt die Hausfrau neben Wildbret zahmerer Art, wie Hirsch, Reh, Eber, auch schon Schweine-, Rind- und Hammelbraten, sowie allerlei Geflügel auf den Tisch. Weitere Abwechselung erhielt die Speisenkarte durch die Erzeugnisse der Seen und Flüsse, wie Austern, Hechte, Barsche, Forellen u. a. m.; den Nachtisch endlich bildeten Kompottsorten verschiedener Art, wie Aepfel, Birnen, Pflaumen, Schlehen, Heidelbeeren, Preiselbeeren u. s. w. im rohen oder geschmorten Zustande. Diesem reichhaltigen Speisenprogramm zufolge muß

es nicht übel gewesen sein, beim neolithischen Mitteleuropäer vor circa 6—8 Tausend Jahren an der Tafel gesessen zu haben. — Die Herstellung der Speisen fand in Kochtöpfen statt, wohl in derselben Weise wie bei uns. Eigenartig war dagegen die Art des Brotbackens. Der Teig wurde auf einer glühend-heiß gemachten Steinplatte ausgebreitet und mit glühender Asche bestreut: so entstanden Brote, die auf der Unterseite flach, auf der Oberseite gewölbt und uneben aussehen. Die dichte Konsistenz der rundlichen, 1 Zoll bis 15 Linien dicken und 4—5 Zoll im Durchmesser großen Brote läßt darauf schließen, daß dieselben keine Hefe als Zusatz erhielten, es war demnach eine Art Zwieback. Dagegen wurden dem Teige Leindotter- und Leinsamen als Würze beigemengt oder auf das fertig geformte Brot aufgestreut. Auffällig ist, daß die Brote, die sich unter den Speiseüberresten aus den schweizerrischen Pfahlbauten erhalten haben, nur aus Weizen- und Hirsemehl gebacken sind, nicht aus Gerstenmehl. Da nun aber auch Körner dieser Halmfrucht unter den daselbst aufgespeicherten Getreidevorräthen ziemlich zahlreich vorkommen, so muß die Gerste eine andere Verwendung gefunden haben: vermuthlich zur Bereitung von Bier. Denn den Nachrichten der Alten zufolge war ungehopfter Gerstensaft schon frühzeitig ein über ganz Europa verbreitetes und geschätztes Getränk. Besonderer Beliebtheit erfreute sich das keltische Bier, dessen Zubereitung im Hause stattfand und vielleicht auch den weiblichen Wesen zufiel. Der Ausschank geschah durch Kellner. Wie heimelt uns die Schilderung an, die Posidonius, ein Schriftsteller im Anfange des 1. Jahrhunderts v. Chr., von einer keltischen Gastwirthschaft entwirft: „Aus demselben Fasse wird fleißig Seidel nach Seidel verzapft und von den Kellnern rechts und links ausgetheilt." — Rebenblut scheint zur Zeit der neolithischen Kultur in Mittel- und Nordeuropa noch unbekannt gewesen zu sein; denn einmal

fehlen unter den vorgeschichtlichen Funden die zum Keltern erforderlichen Geräthschaften, zum andern war bei dem strengen Klima der damaligen Zeit an ein Fortkommen des Weinstockes kaum zu denken; auch Oberitalien zeitigte damals noch keine genießbaren Trauben.

Eine weitere Beschäftigung der germanischen Frau zur jüngeren Steinzeit war das Spinnen und Weben. Nicht nur allerhand Geräthe, die auf die Webetechnik Bezug haben, wie aus Rippenknochen hergestellte Flachshecheln, Spindeln, Spulen, Haspelbestandtheile, Spinnwürtel und Webegewichte, legen von der Verbreitung der Webekunst Zeugniß ab, sondern auch eine ganze Anzahl wohlerhaltener Gewebstücke.

Das Spinnen wurde mittelst der Handspindel besorgt; denn das Spinnrad ist eine Erfindung, die um mehrere Jahrtausende jünger ist. Die Spindel haben wir uns als ein aus hartem Holze — in späterer Zeit benutzte man zu ihrer Anfertigung das Holz des Euvonymus euopäus, eines Strauches, der deswegen den Namen Spindelbaum erhielt — geschnitztes, oben spitz zulaufendes, unten mehr abgerundetes, 30—35 cm langes Stäbchen zu denken, dem in einer Entfernung von wenigen Centimetern vom unteren Ende ein thönerner oder beinerner Spinnwürtel fest aufgesteckt war. Solche Spinnwürtel sind allenthalben in vorgeschichtlichen Niederlassungen und Grabstätten der neolithischen Periode gefunden worden: kreisrunde Gebilde von linsen-, mahlstein-, kugel- oder stumpfkegelförmiger Gestalt (4—5 cm Durchmesser, $2^1/_2$—4 cm Höhe), die der Höhe nach durchbohrt sind, um auf die Spindel in der soeben geschilderten Weise gesteckt zu werden. Die Wolle, in späterer Zeit auch der Flachs — zur nordeuropäischen jüngeren Stein- und auch noch zur Bronzezeit scheinen nur wollene Gewebe angefertigt worden zu sein — wurden, wie jetzt noch üblich, um einen Wockenstock gewunden, der senkrecht in die Erde zu stecken

kam. — Nachdem der Anfangsfaden von dem am Wocken aufgesteckten Wollbündel gezogen und mittelst einer einfachen Schlinge an der Spindelspitze befestigt war, zog die Spinnerin mit den Fingern der linken Hand die Faserbüschel vom Wocken aus, vereinigte dieselben mit dem Anfangsfaden auf der Spindel und gab dieser mit den Fingern der rechten Hand eine drehende Bewegung, die sich dem durch die Spindel beschwerten Faden mittheilte. War dann der Faden ausgesponnen, d. h. die Spindel allmählich auf den Fußboden herabgeschwebt, so ergriff die Spinnerin dieselbe und wickelte, indem sie sie auf den Schoß setzte oder gegen die Brust stemmte, den Faden durch drehende Bewegung auf. Sodann wurde der Faden von neuem an der Spindel befestigt, dieselbe in quirlende Bewegung gesetzt, und der geschilderte Vorgang wiederholte sich so weiter fort.

An das Spinnen schloß sich das Weben an, das gleichfalls zur Hausindustrie zählte und den weiblichen Familienmitgliedern oblag. (Die Worte Weib und Weben sollen denselben Ursprung haben.) Die Gewebe, die zur jüngeren Steinzeit in Mittel- und Nordeuropa hergestellt wurden, bestehen, wie Verfasser nachgewiesen hat, ausschließlich in taffetartigem oder leinewandbindigem Gewebe; die Anfertigung des Köpers war damals noch unbekannt. — Das Weben ist eigentlich nur ein modificirtes Flechten. Der erste Webstuhl mag von einem Flechtrahmen nur wenig Abweichendes geboten haben; auf ihm wurden die Garnfäden der Länge nach aufgespannt resp. bei fortlaufender Kette an dem einen Ende durch herabhängende Gewichte straff gehalten und der Quere nach von gleichfalls parallelen Fäden in der Weise gekreuzt, daß jeder Querfaden (der Einschlag) abwechselnd über und unter einen Längsfaden (die Kette) zu liegen kam. Es ist dies der horizontale Webstuhl. Seine weitere Ausführung ist der wagerechte Webstuhl,

wie er uns bereits zur jüngeren Steinzeit Mitteleuropas entgegentritt. In einer neolithischen Pfahlbaute der schweizerischen Seen wurden Ueberreste von einem Webstuhle aufgedeckt, die für eine vertikale Aufstellung desselben sprechen; es waren dies zwei, 40—50 cm voneinander entfernt liegende bearbeitete Hölzer, zwischen denen 12 Thonkegel, also Webegewichte oder Zettelstrecker lagen. Hiernach zu urtheilen, lag der steinzeitliche Stoff noch nicht einmal einfach breit. Er bestand, wie die Funde lehren, in zwar grobem Leinewandgewebe, das aber die Hausmacherleinewand unserer Zeit gut in die Schranken fordern konnte.

Außer im Spinnen und Weben waren unsere Frauen der Steinzeit auch in der Herstellung von Filirarbeiten schon bewandert. Dies sehen wir u. a. in einem mit besonderer Kunstfertigkeit geknüpften Haarnetz von sorgsamst feinster Ausführung, das in einer Pfahlbaute zu Robenhausen aufgefunden wurde. Auch an Filirwerkzeugen fehlt es hier und da nicht unter den Ueberresten. Häkelnadeln z. B. fand man in ziemlicher Menge in einer fränkischen Höhle. Sie sind aus Knochen, mit Vorliebe aus den Rippen eines großen Wiederkäuers, angefertigt und zeigen einen geglätteten Handgriff und an der Spitze einen ziemlich abgeschliffenen Haken — ein deutlicher Beweis für fleißige Benutzung von zarter Hand. Aus der Durchbohrung, welche diese Nadeln am Griffende tragen, geht außerdem noch hervor, daß sie von der Hausfrau am Gürtel getragen wurden, vielleicht um schadhafte Stellen, z. B. an den Fischernetzen, an Ort und Stelle sogleich ausbessern zu können. — Mit der gleichen Geschicklichkeit wie die Häkelnadel verstanden unsere Urmütter der neolithischen Zeit auch die Nähnadel zu führen. Wir kennen solche Nähnadeln aus denselben steinzeitlichen Höhlen Oberfrankens. Sie sind gleichfalls aus Knochen angefertigt, aber viel kleiner als die Häkelnadeln, zum Theil

rund, gut zugespitzt und geöhrt; einzelne Exemplare weisen sogar mehrere Oehre auf. — Schöne Stickmuster treten uns unter den neolithischen Funden aus den schweizerischen Pfahlbauten mehrfach entgegen. Mir fällt hierbei ein Stück Gewand aus einem Pfahlbau zu Irgenhausen ein, welches von Fäden in der Weise durchzogen ist, daß man sogleich erkennt, es handelt sich hierbei um gewisse hineingestickte Dessins. Ein anderes Gewand, das freilich nicht in natura erhalten ist, sondern als Bekleidung auf einer Thonfigur aus der Pfahlbaute zu Laibach zur Darstellung gebracht ist, trägt vorn in der Mittellinie, sowie an der Obernaht am Arme einen bortenartigen Besatz, der sich aus quadratischen Verzierungen mit einem Andreaskreuz zusammengesetzt und sich gleichfalls als Stickerei, vielleicht auch als aufgesetzte Tuch- oder Pelzfleckchen deuten läßt.

Wir haben uns in unserer bisherigen Betrachtung über die weiblichen Handfertigkeiten zur neolithischen Periode vorzugsweise auf die Fundstücke aus süddeutschen, schweizerischen und österreichischen Niederlassungen berufen. Sind wir darnach berechtigt, solche auch bei den in der norddeutschen Tiefebene wohnenden Völkerschaften dieser Kulturperiode vorauszusetzen? Sicherlich wohl. Wenn wir auch keinen direkten Beweis für solche Annahme in den vorgeschichtlichen Funden besitzen, so berechtigt uns hierzu dennoch die verhältnißmäßig hochentwickelte Keramik, sowie die zahlreich aufgefundenen Spinnwürtel, Flachshecheln und Webegewichte.

Nach alledem können wir der germanischen, wie überhaupt der neolithischen Frau einen gewissen Sinn für das Edle und Schöne nicht absprechen, den sie überdies auch in der Ausschmückung ihres Körpers zu bethätigen suchte. Da das Material für die Herstellung von Schmucksachen noch so ziemlich dasselbe wie zur älteren Steinzeit war, nämlich Stein, Knochen, Muschel-

schalen, gegen Ausgang der jüngeren Steinzeit auch hin und wieder Kupfer, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn wir hier fast dieselben Zierrathen wiederfinden wie vordem, nur in einer etwas gefälligeren und weniger massiven Form. Obenan stehen hiervon durchbohrte Zähne vom Pferd, Wolf, Bär, Eber und Hund, die entweder einzeln als Amulett, beziehungsweise als Ohrgehänge oder auch zu einer Kette nebeneinander gereiht um den Hals getragen wurden. Kuglige oder eckige Perlen aus Bein oder Thon, zu kleinen Ringen zugeschnittene Muschelstückchen von perlmutterähnlichem Glanz, die überaus häufig, z. B. in den fränkischen Höhlen, vorkommen und möglicherweise auch als Zierrath an den Gewändern saßen, ferner Thonstückchen, die entweder durch punktförmige, bald kreisförmig, bald in geraden Linien angeordnete Vertiefungen oder durch rinnenartige, bald parallel laufende, bald sich kreuzende Furchen reich ornamentirt erscheinen, sowie in einzelnen Gegenden der Bernstein vervollständigten das Schmuckinventar.

Die Kleidung mag in einem linnenen Untergewande und einem wollenen Obergewande bestanden haben, das durch Knochennadeln, Dornen oder zugespitzte Holzstückchen, über den Hüften wahrscheinlich durch einen Gürtel aus Bast oder Leder zusammengehalten wurde. — Geschnitzte Einsteckkämme aus Buchsbaumholz, eigentlich Doppelkämme, d. h. zwei aneinander gelegte Kämme, die durch einen beide umgreifenden Griff miteinander verbunden waren, sowie Nadeln aus Bein oder Holz dienten zur Befestigung der hochfrisirten Haare, die wohl bei Wohlhabenderen noch von einem feinen Haarnetz überdeckt wurden.

Kehren wir nach dieser Abschweifung noch einmal zur Beschäftigungsweise der Frau zur jüngeren Steinzeit zurück. Neben dem Haushaltungswesen stellte auch die Besorgung der

Landwirthschaft und des Viehstandes mancherlei Anforderungen an das Weib. Während der Mann den Pflug führte, ging seine bessere Hälfte mit der Saat in der Schürze aus Linnenstoff hinterher. Zur Zeit der Ernte gab es sodann für sie alle Hände voll zu thun. Auf dem Felde hieß es da in erster Linie das Getreide mähen, aber nicht mit der Sense, sondern mühsam mit dem geschweiften Steinmesser oder der kupfernen Handsichel, denn damals war es noch Brauch, das Korn dicht unter der Aehre abzuschneiden. War das Getreide hereingebracht, dann fand sich im Hause wieder neue Arbeit. Das Ausdreschen besorgte zwar das Vieh; das Reinigen und Zerkleinern der Körner dagegen der Mensch. Von den Pfahlbauern wenigstens scheint auf die Reinigung des Getreides von Spreu und Unkräutern schon Gewicht gelegt worden zu sein; denn man hat diese haufenweis unter den Kehrichtabfällen ihrer Behausung angetroffen. Das gereinigte Getreide wurde mittelst Handmühlen gemahlen, oder richtiger gesagt, zerquetscht. Solche Mühlen, die allenthalben unter den vorgeschichtlichen Funden vorkommen und die den Beweis liefern, daß ihre Besitzer die Körnerfrüchte bereits kannten, wenngleich sie uns auch keine Reste derselben hinterlassen haben, bestanden aus zwei glatten Feldsteinen von gehörigen Dimensionen, die, durch die Hand in rotirende Bewegung gesetzt, das zwischen ihnen liegende Getreide zerquetschten und je nach der Mühe, die sich die schönen Müllerinnen dabei gaben, bald feineres, bald gröberes Mehl lieferten.

Wir übergehen die Pflege des Viehs und wollen nur noch einen Augenblick bei der Milchwirthschaft verweilen. — Ob die steinzeitlichen Bewohner Mitteleuropas sich schon auf die Butterbereitung verstanden, hält schwer zu sagen. Die klassischen Völker des Alterthums haben nachweislich noch nichts von der Butter gewußt. Hingegen sollen die päonischen Pfahlbauern

den Nachrichten der Alten zufolge (Hecataeus) es verstanden haben, „aus Milch ein Oel" zu gewinnen, mit dem sie ihren Körper einsalbten. Daß sie dasselbe auch als Speisenzusatz verwandten, wird nicht gesagt. Bei manchen Völkerschaften der Neuzeit soll noch ein Abscheu gegen Butter bestehen. Andererseits werden Scythen und Thracier als Butteresser im Alterthum geschildert. Bei dem Mangel an Beweisen müssen wir es unentschieden lassen, ob die Germanen schon die Kenntniß der Butterbereitung besaßen. Dagegen dürfen wir bei ihnen wohl eine solche für die Käsebereitung voraussetzen. Das Verfahren war vielleicht ein ähnliches, wie es heutzutage noch gewisse turkomenische Stämme üben. Sie lassen kondensirte Milch zur Säuerung kommen und die dabei gefällten Flocken, zu runden Kügelchen geformt, an der Sonne trocknen. Diesen Kurut — so nennen sie die Kügelchen — führen sie als Reisevorrath mit sich und zerreiben ihn im Bedarfsfalle mit Wasser zu einer Art saurer Milch. Tacitus spricht von dem lac concretum der Germanen, womit er vielleicht diese Art Käse, also Quark gemeint hat.

Wir haben bisher die ethische Seite des Weibes ganz unberücksichtigt gelassen, aus dem einfachen Grunde, weil wir in diesem Punkte nur auf Vermuthungen angewiesen sind. Entsprechend dem ziemlich hohen Kulturgrade des neolithischen Zeitalters dürfen wir wohl annehmen, daß Moral und Sitte schon damals zu ihrem Rechte bestanden, daß im besondern jene drei Tugenden die germanische Frau bereits damals auszeichneten, die an ihren Nachkommen die römischen Schriftsteller noch rühmen: Liebe zum Gatten, zu den Kindern und zu dem Vaterlande. Deutlicher zeigt sich dies schon in der darauf folgenden Bronzezeit, wie wir weiter unten noch sehen werden.

Was zunächst die Beschäftigungsweise der Hausfrau in dieser Periode betrifft, so ist kaum anzunehmen, daß dieselbe

durch die Einführung der Bronze eine merkliche Abänderung von der gewohnten im neolithischen Steinzeitalter erfahren hat. Mehr beeinflußt wurden dagegen durch die neue Kulturrichtung Putz und Schmuck. — Ueber die Kleidung der Germanin sind wir gerade zur Bronzezeit so gut unterrichtet, wie wohl zu keiner anderen Periode der europäischen Urgeschichte. Wir besitzen nämlich eine Anzahl in Baumsärgen beigesetzter Leichen, die sich dank der konservirenden Eigenschaften des sie umgebenden Mediums sowohl selbst als auch ihre Bekleidung ausgezeichnet erhalten haben, so daß wir alle Einzelheiten an ihnen studiren können. Das Material aller Gewänder ist Wollenstoff. Unter einem großen Mantel aus Wolle und eingewebten Thierhaaren trug die Todte einen Anzug, bestehend aus einer kürzeren Jacke mit Aermeln, deren Näthe unter diesen und in der Mitte des Rückens verlaufen, und einem langen Rock aus demselben Stoff, der um die Taille von einem gröberen wollenen Bande und darüber noch von einem feineren, anscheinend in drei Streifen gewebten und mit schönen dicken Quasten verzierten Gürtel zusammengehalten wurde. Die nach vorn offene Jacke hielt eine im Sarge gefundene Bronzespange zusammen. Die langen wohl erhaltenen Haare scheinen mit einem Haarkamme, der ebenfalls sich im Sarge vorfand, ursprünglich aufgesteckt gewesen zu sein und wurden durch ein aus Wollfäden zierlich geknüpftes Haarnetz zusammengehalten. Von Schmucksachen fanden sich bei der Leiche noch ein spiraliger Fingerring, zwei Armbänder und ein großer gewundener Reif, der möglicherweise ein Diadem oder einen Halsring vorstellt. — Verweilen wir noch einen Augenblick bei den Schmucksachen. Es leuchtet ein, daß sogleich nach dem Bekanntwerden der Bronze in denjenigen Ländern, die noch keine Kenntniß von den Metallen besaßen, im besonderen die Kunstindustrie sich diese neue Erscheinung zu nutze machte, und dies um so mehr,

da bereits vollentwickelte, geschmackvolle Formen, die zugleich mit dem Rohmaterial importirt wurden, die Vorbilder abgaben. Alsbald begann sich der Schönheits- und Formensinn in üppiger Weise zu entwickeln, wovon die reiche Ausstattung der Gräber Zeugniß ablegt. Wir kommen auf diesen Punkt noch einmal ausführlich zurück.

Zunächst soll uns die ältere Eisenzeit, die Hallstattperiode, eingehender beschäftigen. Für diesen Zeitabschnitt gestatten uns die überaus zahlreichen Grabfunde, in Deutschland speciell die Fundstücke vom sogen. Lausitzer Typus (Lausitz, Schlesien, Sachsen, Posen, Pommern), ein einheitliches Bild von Leben und Treiben der vorgeschichtlichen Frau, im besonderen der Germanin, um die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. zu rekonstuiren.

Das Heim der deutschen Frau bildete nach den von Jentsch im Neißethale aufgefundenen Haustrümmern eine aus Fachwerk mit Rohrgeflecht und Lehmbewurf errichtete Hütte, oder ein aus Rollholz geschichtetes und in den Fugen gleichfalls mittelst Lehm gedichtetes Blockhaus, das zum Theil in den Boden eingesenkt war und von einem ziemlich tief herabhängenden Strohdache überdeckt wurde. — In anderen Gegenden, z. B. Thüringen, Sachsen, Priegnitz 2c., waren Hütten von rundlicher Form, wie sie die Germanen von ihren neolithischen Vorfahren übernommen hatten, noch üblich. Solche Form, die einem Bienenkorbe nicht unähnlich sieht, ohne Fenster und mit hoch gelegener Thüröffnung, zeigen die Darstellungen der Behausung nordischer Barbaren, die sich auf der Siegessäule des Marc Aurel finden. Die gleiche Form finden wir in verschiedenen Hausurnen wieder, Thongefäßen, die Nachbildungen der vorgeschichtlichen Häuser zur Bronze- und Eisenzeit sind. Diesen Modellen zufolge bestanden die germanischen Hütten in einem runden Oberbau, dessen aus Flechtwerk aufgebaute und mit Lehmbewurf gedichtete Wände

sich nach oben zu bis auf eine runde Oeffnung kugelartig vereinigten, so daß ein Vergleich mit einem Backofen oder Bienenkorb nicht unpassend erscheint. Diese Oeffnungen, die offenbar zum Abzug des Rauches dienten, konnten bei Regenwetter oder Schneegestöber durch eine Art Kappe geschlossen werden. Dies können wir wenigstens aus einigen Hausurnen vermuthen, deren Dach einem aufgelegten Deckel mit Knopf gleicht. Diese Annahme findet ihre weitere Bestätigung in einigen in Schleswig-Holstein aufgefundenen Thondeckeln, die man bisher ausschließlich in vorgeschichtlichen Wohnplätzen, niemals in Gräbern beobachtet hat. Es sind massive, oben gewölbte, unten flache runde Thonscheiben mit einem Knopf in der Mitte von 9 Pfund Gewicht, die wegen ihrer Schwere unmöglich als Topfdeckel Verwendung gefunden haben können. Wir haben es hier höchstwahrscheinlich, [worauf Mestorf hingewiesen hat, mit solchen Schutzkappen vorgeschichtlicher Hütten zu thun. — Der Eingang zum Innern dieser Hütten lag, den thönernen Nachbildungen nach zu urtheilen, ziemlich hoch und glich mehr einem Loche zum Hineinkriechen, als einer bequemen Thür. Er wurde durch eine in Falzen ruhende Einsatzthür geschlossen gehalten, die man mittelst eines durch Oesen verschiebbaren Querbalkens verriegeln konnte.

Dem bescheidenen Raume, den eine solche altgermanische Hütte einnahm, entsprach ihre ebenso bescheidene Einrichtung. Den Mittelpunkt bildete der Herd, nicht ein Aufbau von Steinen, sondern eine flache Stelle des festgestampften Estrichs. Unter dem spärlichen Inventar des Hauses fehlte nicht der Webstuhl: auf zwei zwieselartig gegabelten, senkrecht aufgerichteten Pfählen ruhte ein Querstab, an dem die Kettfäden herabhingen und durch thönerne oder steinerne Zettelstrecker von zwei bis drei Pfund Gewicht in Kugelform straff gehalten wurden. Es ist dies dieselbe Form des vertikalen Webstuhles,

wie wir sie schon aus der Zeit der neolithischen Pfahlbauten kennen gelernt haben. Der wollene Faden wurde mit der Handspindel gesponnen, wie die vielfach aufgefundenen perlenförmigen Spinnwürtel vermuthen lassen. Stoffreste fehlen uns leider bisher aus diesen Gegenden; vorzugsweise mag Wolle Verwendung gefunden haben, jedoch ist den Nachrichten der römischen Schriftsteller zufolge nicht auszuschließen, daß zu ihrer Zeit die germanischen Frauen auch schon in der Herstellung leinener Gewänder erfahren waren. Daß sie ferner den gewebten Stoff nicht nur zu Kleidern zurechtschnitten, sondern auch zu anderen Arbeiten mit Geschmack zu verwenden verstanden, lehren uns die thönernen Nachbildungen schwellender Kissen, die zum Kinderspielzeug gehörten.

Die Tracht der Germanin bestand nach den Angaben des Tacitus in einem eng anliegenden leinenen Hemd, einem ärmellosen, vorn offenen Leibchen und einem wollenen Obergewande, das durch eine Fibel oder ein anderes spitziges Geräth zusammengehalten wurde. Ob schon ums Jahr 500 v. Chr., mit dem wir uns im besonderen hier beschäftigen, diese Kleidung üblich war, oder noch die oben geschilderte aus der Bronzezeit, läßt sich nicht sagen. Jedenfalls war dieselbe auch schon damals, wenn auch nicht so oft wie heute, der Mode, für die der südliche Einfluß maßgebend war, unterworfen. — Die Hüften pflegte ein aus Leder oder Zeug angefertigter Gürtel zu umschließen, der überaus reich mit getriebenen Ornamenten aus Bronze verziert war und nicht minder reich ausgestattete Verschlußstücke: Gürtelblech und Haken — Schnallen waren damals noch unbekannt — trug. Wohlhabende Frauen trugen einen ebensolchen Gürtel noch als Schärpe von der linken Schulter zur rechten Hüfte; außerdem pflegten sie — was für das Hallstattzeitalter geradezu charakteristisch ist — den Gürtel und, wo es sonst anging, auch das Obergewand mit allerlei Zierath nach

Art der oberbayerischen Mädchen zu behängen. Diese Zierrathen bestanden in radförmig durchbrochenen Scheiben, in Kettchen, die ihrerseits wieder mit Bronzeblechen von allerlei Form, den sogen. Klapperblechen, behängt waren, in Figürchen u. a. m. — Eine so ausgeputzte Evastochter der Hallstattperiode muß hiernach keinen üblen Anblick gewährt haben, wenn sie im flimmernden und klingenden Glanze ihres so prächtigen Bronzeschmuckes einherschritt: die geschmeidigen Handgelenke und üppigen Unterarme schmückten bronzene oder goldene Bänder oder Reifen von besonderer Schönheit, die manchmal sogar eine erstaunliche Größe besaßen und nicht selten eins über das andere geschichtet oder als ein einziges großes Exemplar in spiraliger Anordnung bis zur Schulter hinaufreichten. In ähnlicher Weise waren die Unterschenkel geschmückt. An den Fingern saßen Ringe von zierlicher Form und Ausführung. Den Hals zierten Colliers aus Bronze- oder Bernstein-, auch Emailleperlen, ferner gewundene Bronze- oder Goldreifen oder gestanzte halbkreisförmige Platten, die manchmal, dachziegelartig übereinander gelegt, bis tief auf die Brust herabhingen. Das hoch aufgekämmte Haar hielten Kämme aus Bronze oder Knochen, sowie Einstechnadeln von besonders kunstvoller Arbeit zusammen; besser situirte Frauen flochten sich in ihr Haar wohl auch einen Gold- oder Bronzereif hinein oder schmückten ihre Stirn mit einer Art Diadem. Auch auf die Verzierung der Gewänder wurde, wie schon ausgeführt, große Sorgfalt verwandt und, wo es nur anging, dieselben mit allerlei glänzenden Zierrathen behängt. Die Stelle von Knöpfen vertraten die sog. Fibeln, d. h. größere oder kleinere Gewandnadeln nach Art unserer Sicherheitsnadeln. Es ist unmöglich, hier in Kürze die Fülle der Formen zu schildern, welche alle diese Schmucksachen und besonders die Fibeln aufweisen; um sie kennen zu lernen, muß man schon ein vorgeschichtliches Museum besuchen; die obige Zusammenstellung

giebt nur einen schwachen Begriff von dieser Pracht und diesem Außenglanz zur Hallstattperiode.

Wir verlassen das Kapitel über Putz und Schmuck und wenden uns wieder den ernsteren Bestrebungen des Hallstattweibes, ihrem Wirken im Haushalte zu. Hier haben wir speciell wieder die germanische Frau vor Augen. Betrachten wir zuerst das Wirthschaftsgeräth. Wir staunen hier über die große Mannigfaltigkeit in den Geschirrformen, die, man könnte fast behaupten, eine viel größere ist als sie gegenwärtig unsere Keramik schafft: Näpfe, Schüsseln, Schalen, Teller, Tiegel, Tassen, Thonlöffel, mächtige Terrinen, tonnenförmige und blumentopfähnliche Gefäße, Töpfe, Fläschchen Kannen, Krüge, Pokale, Stürzen u. a. m. gehörten zum altgermanischen Küchengeräth. Dazu kommen noch verschiedene Gefäße von ganz bizarren Formen, über deren Bedeutung man sich nicht recht klar ist: getheilte Gefäße, die als Lampen gedeutet worden sind, durchschlagähnliche Becken mit Löchern von Strohhalmdicke, die nach der Ansicht der Einen bei der Speisenzubereitung Verwendung fanden, nach Annahme der Anderen zum Transportiren der Kohlengluth von einem Orte zum anderen benutzt wurden, an den Seitenwänden durchbrochene glockenartige Gefäße von Doppelkegelform, die vielleicht Räuchergefäße oder auch Untersätze für Topfgeschirr in der Feuersgluth darstellen ꝛc. — Bei dieser reichen Auswahl von Küchengeschirr muß das Kochen für die germanische Hausfrau sicherlich ein Vergnügen gewesen sein. Ueber die Tafelgenüsse, die sie dem Gatten zu bereiten verstand, sind wir im Grunde genommen weniger unterrichtet als zur neolithischen Zeit. Das Rohmaterial für die Speisen war sicherlich dasselbe wie früher; nur die Zubereitung mag eine bessere gewesen sein. Vorwiegend bestand die Nahrung in Fleischkost: neben den Erträgen der Jagd und des Fischfangs kam das Fleisch der verschiedenen Hausthiere, die man hielt, wie Rind, Pferd, Schwein, Ziege

und Schaf, auf den Tisch. Unter den vegetabilischen Nahrungsmitteln stehen die Cerealien und Leguminosen obenan. Wie die pflanzlichen Funde beweisen, wurden von den Halmfrüchten Weizen und Gerste bereits in verschiedenen Sorten, ferner Hirse, anscheinend auch Hafer, von den Hülsenfrüchten Bohnen, Erbsen und Linsen auf den Feldern der Germanen angebaut; der Roggen fehlte dagegen noch unter den damals kultivirten Getreidearten. — Von den Früchten des Waldes wurden Aepfel, Zwetschen, Vogelkirschen, in einzelnen Gegenden auch Birnen, ferner Himbeeren, Brombeeren, Erdbeeren genossen. — Wir übergehen die Einzelheiten der germanischen Küchenkunst, da wir uns über dieselbe schon an anderer Stelle im Zusammenhange ausgelassen haben und aus Mangel an darauf bezüglichem Material nichts Neues hinzuzufügen im stande sind.

Dafür wollen wir uns etwas eingehender mit der sittlichen Größe der Germanin beschäftigen. Wir hoben bereits hervor, daß die Römer ihren Landsleuten drei Haupteigenschaften der germanischen Frau als Vorbild hinstellten: ihre Hingabe an den Gatten, ihre Anhänglichkeit zu den Kindern und ihre Liebe zum Vaterlande.

Das eheliche Verhältniß zwischen den beiden Gatten soll ein inniges gewesen sein, trotzdem die altgermanische Ehe eigentlich nur eine Art Kauf war. Nachdem zwischen den beiderseitigen Partien, so führt Joh. Scherr aus, der Kaufpreis ausbedungen war, wurde die Braut, der die bis dahin lose getragenen Haare unter eine Haube gesteckt worden waren — woher unser Ausdruck „unter die Haube kommen" für Heirathen stammt —, vom Vater oder Vormunde dem Bräutigam vorgestellt, der von diesem ein Schwert erhielt, zum Zeichen, daß ihm von jetzt an nicht nur die Herrschaft über seine Gattin, sondern auch die Pflicht der Beschützung zukomme. Der Bräutigam küßte sodann die Braut, steckte ihr ein Ringlein an die linke Hand, und die

Ehe war geschlossen. — In gleich zärtlicher Weise wie an dem Gatten hing die Germanin an ihren Kindern. Wenn wir auch für dieses innige Verhältniß gerade keine handgreiflichen Beweise besitzen, so gestattet doch der Umstand, daß Mutter und Kind sich oft genug in einer gemeinsamen Totenurne beigesetzt finden, den Rückschluß, daß ein gleiches Zusammenleben auch bei Lebzeiten zwischen beiden Theilen bestanden haben mag. Für einen engeren Anschluß der Familienmitglieder aneinander spricht in gleicher Weise die Thatsache, daß die germanischen Volksstämme zwischen Elbe und Oder bis zur Weichsel hin die vorbenannten Ueberreste ihrer Angehörigen in einer gemeinsamen Grabstätte, gleichsam einer Familiengruft (rechteckige Einfriedigungen aus mauerartig übereinander gesetzten Feldsteinen) beizusetzen pflegten. Die Geräthschaften, denen man bei Lebzeiten die Hauptbeschäftigung geweiht hatte, folgten dem Todten mit ins Grab, offenbar, damit diese sich ihrer auch im Jenseits, in der Walhalla, noch bedienen könnten: den Männern ihre Waffen, den Frauen Miniaturnachbildungen des Küchengeschirrs, Spindel und Webegewichte, sowie Schmuckgeräthe, den Kindern endlich ihre Lieblingsspielsachen. Dieser Umstand spricht augenscheinlich dafür, daß die alten Germanen bereits an ein Fortdauern des Lebens nach dem Tode glaubten.

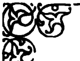
Mit solchem Glauben dürfte auch die Erscheinung in Zusammenhang stehen, daß sich verschiedentlich an den Leichenurnen absichtlich angebrachte Durchbohrungen der Wand vorfinden, die manchmal durch ein dünnes Glimmerblättchen verschlossen sind — Fenster, durch welches die Seele ihren Weg ins Jenseits nehmen sollte. Das Kinderspielzeug, das den Kleinen ins Grab mitgegeben wurde, besteht in kleinen niedlichen Gefäßchen, wahren Nippsachen, in Schnabeltäßchen, die zur Kinderernährung gedient haben mögen, und vor allem in Klappern, hohlen Thongebilden, die die Form einer Birne oder eines Apfels, auch eines Thieres,

z. B. eines Gänschens, Schweines, oder eines Tönnchens, Fläschchens, einer Hantel oder eines Kissens u. dergl. m. haben und in ihrem Innern Stein- oder Thonküchelchen einschließen, die bei Bewegungen ein klapperndes Geräusch von sich geben. Als Kinderspielzeug sind wohl auch jene Kieselsteine von unregelmäßiger Gestalt und je zwei bis acht Gramm Gewicht zu deuten, die Jentsch in einer Ecke einer germanischen Wohnung zu ungefähr 150 Stück zusammengehäuft aufdeckte.

Zu der Anhänglichkeit an die Familie gesellte sich als dritte Eigenschaft der Germanin die Liebe zum Vaterlande hinzu. Mit derselben Geschicklichkeit und derselben Opferwilligkeit, mit der sie im Haushalte ihres Amtes waltete, verstand sie es im Nothfalle, wenn es galt, das Vaterland zu retten, auch das Schwert zu führen. Die vorgeschichtlichen Funde aus der Bronzezeit lehren, daß Dolch und Schwert, die selbstgewählten Abzeichen des kriegerischen Sinnes, die Germanin ins Jenseits hinüber begleiteten. Die römischen Schriftsteller führen verschiedene Beispiele für ihre Tapferkeit an. Es sei in dieser Beziehung nur an zwei Fakta erinnert: an den Kampfesmuth, mit der sich die germanischen Frauen auf den raudischen Feldern in die Schlacht stürzten, und an die Selbstverleuguung, mit der sie bei einer anderen Gelegenheit, als sie gefangen genommen waren und keine Zusage der Unverletzlichkeit ihrer Person erhielten, zuerst ihren Kindern und dann sich selbst den Tod gaben. Die deutsche Heldensage verkörperte solche Seelengröße der germanischen Frau in der Person der Gudrun, Brunhilde und Thusnelda. Und die nordische Walküre würde demnach nicht eine in der Phantasie des Dichters entstandene Erscheinung, sondern ein der reinen Wirklichkeit ensprechendes Wesen sein.

Zum Schluß noch einige Worte über die äußere Erscheinung der vorgeschichtlichen Germanin. — Leider, so müssen wir gestehen, ist unser Wissen nach dieser Richtung hin noch ein

absolut unvollkommenes. Wenn uns ein Rückschluß von der Gegenwart auf fernzurückliegende Zeiten gestattet ist, dann können wir uns die Germanin als eine stattliche Person von hellblonden Haaren, blauen Augen und ziemlich weißem Teint, wofern derselbe nicht durch die Arbeit im Freien oft genug eine leichte Bräunung erfahren hat, vorstellen. Freilich mögen auch brünette Elemente darunter vertreten gewesen sein; indessen dürfte der helle Typus vor dem Dunklen im Durchschnitt das Uebergewicht gehabt haben. Mit solcher Annahme stimmen auch die spärlichen Angaben der alten Schriftsteller über die körperlichen Eigenschaften der Germanin überein. — Was die Körpergröße betrifft, so sind wir hierüber ebensowenig orientirt. Man könnte sich zwar vorstellen, daß dieselbe sich mit Leichtigkeit aus den Skelettresten der Vorzeit herleiten ließe; allein man möge dabei einmal in Betracht ziehen, daß Skelette aus den uns interessirenden Gebieten und Zeiten nicht gerade häufig sind, denn, wie schon erwähnt, pflegte ein großer Theil der deutschen Volksstämme seine Todten zu Asche zu verbrennen; zum anderen möge man auch bedenken, daß die wenigen erhaltenen Skelette in so schlechtem Zustande auf uns gekommen sind, daß es kaum möglich ist, einen Schenkelknochen, geschweige denn den ganzen Körper zu messen. So erklärt es sich auch, daß wir in der archäologischen Litteratur vergebens nach diesbezüglichen Angaben suchen. Die einzige derartige Publikation bezieht sich auf ein Nachbargebiet, das Gräberfeld von Hallstatt im Salzkammergut. Wenn auch in demselben keine Germaninnen gerade bestattet sind, so sei doch der Vollständigkeit halber dasselbe hier noch berücksichtigt. Die daselbst ausgegrabenen weiblichen Skelette hatten eine Durchschnittslänge von 5 Fuß 4 Zoll (= 1,67 m), mithin eine recht stattliche Größe.



Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 186.

# Leben und Treiben der deutschen Frauen in der Urzeit.

Von

**Georg Buschan,**
Dr. med. et phil. zu Stettin.

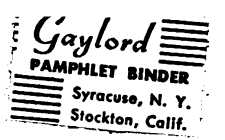






Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.


Gaylord
PAMPHLET BINDER
Syracuse, N. Y.
Stockton, Calif.

